Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 3 (1913)

Heft: 45

Artikel: Das Wirtshaus zum "Bierhübeli" in Bern

Autor: E.S.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642107

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

So war denn sein Besuch ergebnislos.

Die Kluft am Kappenberg war größer als je. Allein die Liebe Marias wurde nicht müde, von Tag zu Tag Brücken zu schlagen, so daß die Trennung nicht eine vollständige werde.

In Hermann brannte ein verzehrendes Feuer. Arbeiten helfen, wirken wollte er.

Was konnte, was durfte es ihn kümmern, daß seine Dorf- und Altersfreunde mit Spott- und Stichelreden hinter ihm drein fuhren, seit er sich entschieden als Abstinent bekannte! Oftmals erinnerte er sich jenes Abends, da er am Berghange im hohen Grase lag, und er hütete das Licht, das ihm im Busen brannte.

Als in diesen Tagen eine große Sammlung zu Gunsten tuberkuloser Kinder ins Werk gesetzt wurde, da warb und arbeitete er mit Feuereifer für die Sache. Die leitenden Behörden wurden auf ihn aufmerksam und machten ihn zum Mitgliede des Aktionskomitees. Er war so erfüllt von dem Gedanken, daß er halbe Nächte lang über der Frage saß, wie er das allgemeine Interesse am besten wecke. Dann schrieb er seine Gedanken nieder, korrigierte, ordnete und schickte seinen Aufsatz einer großen Tageszeitung zum Drucke ein. Sie nahm die Arbeit mit Anerkennung auf und spornte ihn zu weiterer Tätigkeit an.

Dann arbeitete er am Zustandekommen einer großen Volksversammlung, und als sie stattfand, erhob er sich zu einer begeisterten Ansprache.

Ohne daß er es wußte, waren Vater und Schwester unter seinen Zuhörern.

Seltsam wurde da dem Vater zu Mute. Fürwahr, er war ein Mann, sein Sohn, das mußte er zugeben. Und wie sein Wort zu Herzen drang! —

Maria strahlte vor Glück.

Das Ergebnis der Sammlung war ein über alle Maßen erfreuliches.

Am Abend erzählte Hermann in stolzer Freude von einer Fünfzigernote, die sich unter dem eingelaufenen Gelde befunden hatte.

Er sah die leichte Blutwelle nicht, die über die Stirne des Vaters ging.

Kurze Zeit darauf wurde Hermann in die Armenbehörde der Gemeinde gewählt; denn man war froh, in ihm einen Mann entdeckt zu haben, der willig war, sich diesen Dingen hinzugeben.

Er aber freute sich des Amtes. Und je mehr er genötigt war, seine Kraft in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen, um so lebendiger wurde seine Teilnahme, und um so wärmer seine Liebe für die Armen, die Elenden und Notleidenden. Er studierte das Kranken- und Samariterwesen. Er besuchte an freien Sonntagen die verschiedensten Anstalten für Verwahrloste, Gesunkene, Enterbte aller Art und befaßte sich mit Fragen der Schule und Erziehung. Er suchte sich bekannt zu machen mit dem staatlichen Straf- und Gefängniswesen und war so rastlos tätig.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bettler.

Er war mein Feind, und keinem andern Freund;
Gleichgültig las ich gestern seinen Tod.
Da träumte mir in der verwich'nen Nacht,
Er wanderte im öden Heidefeld,
Fern von den Menschen, bettelnd mit dem Teller;
Trät zu mir und schüttelte den Teller:
„Ein armer Toter auf der Wanderschaft,
Der fürder keinem Menschen etwas Böses schafft,
Ersucht den Herrn, ihm seine Schuld zu schenken
Und bittet um ein gütig Angedenken."

Carl Spitteler.

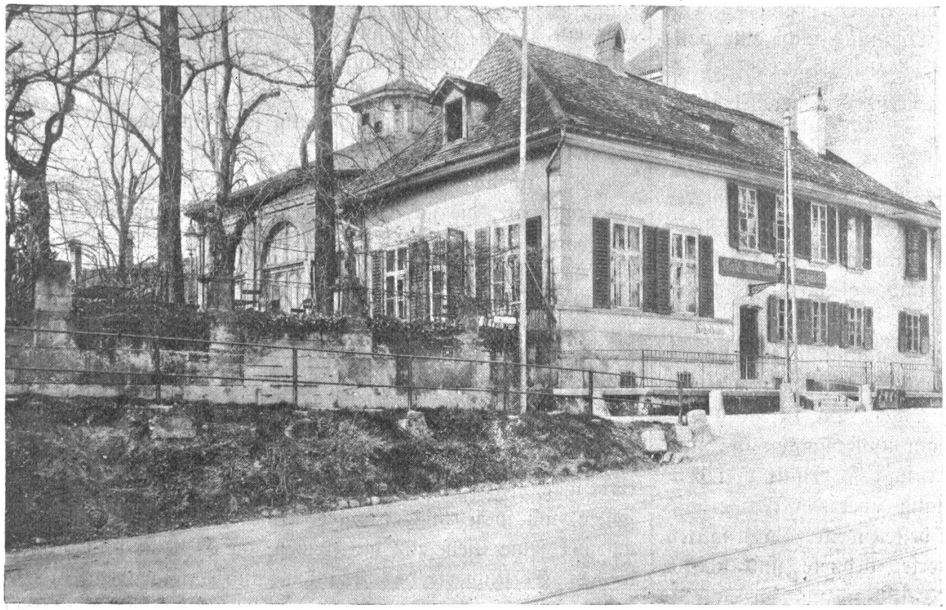
Das Wirtshaus zum „Bierhübeli" in Bern.

Das alte Haus war von unbeholfener Bauart geworden. Ein Wegwirtshaus aus vergangener Zeit, das sich wie in heimlichem Bedrücken an seinen neumodischen Nachbar lehnte. — Der neuen Zeit war es auch zu klein und zu eng, zu niedrig und zu verräuchert geworden. Wie mit gelber Patina überzogen waren die Bilder an den vier Wänden des Gastzimmers. Aber es gab doch eine Zeit, da es sich gemütlich im Zimmer sitzen ließ. Freilich, man war nicht anspruchsvoll. Man nahm die Dinge, wie sie lagen; gab mehr auf einen guten Trunk, gesundes Essen, als auf bequemes Sitzen, faules Anlehnen. — Manche frühe Morgenstunde schlug über der Zecherrunde im alten Bierhübeli. Oft saß man noch, wenn schon die ersten Wagen knarrend nach Bern fuhren, das Rasseln der Deichselketten durch die Fensterscheiben drang, die durchnächtigten Fuhrleute über die ausgetretenen Sandsteinstufen stolperten und den Morgenschnaps bestellten.

Nicht von allem Anfang an war das alte Haus so wie es die meisten noch kannten: die Laterne über dem Eingang; rechts vor dem Haus der schräge Kellerladen, der tief unter der Erde feucht-feurige Schätze barg; über drei Steinstufen rechts das Gastzimmer und weiter, eine kurze Treppe empor, links ein Vereinszimmer und geradeaus der Saal. Sicherlich wurzelten nur die Grundmauern des rechten Gebäudeteils in grauen Zeiten; alles übrige wurde später angebaut, hat erst gegen das Ende des letzten Jahrhunderts hin endgültige Gestalt bekommen. Aber alles zusammen brachte schon eine Vergangenheit in unsere Zeit; die später gebauten Mauern waren alt geworden, so alt wie alles andere. —

Da wurde es Zeit, daß das alte Haus abgebrochen wurde. Mit Schaufel und Pickel kitzelten sie die Hausgeister aus Ecken und Winkeln heraus und verjagten sie mit fremdsprachigem Geschimpf. Die aber hingen sich einfach an die tiefsten Zweige der Bäume im weiten Garten. Dort warten sie auf alte Bekannte. „Weißt du noch, Bursch und Mädchen, — weißt du noch?" raunen sie ihnen zu, bis den vom Spuk Gemahnten verblaßte Bilder dämmern: Nächte mit Musik und Tanz im Saal; Geigenseufzen, Klarinettenlachen und Brummbaßhüpfen; Wein im Blut, Lachen im Hals und

Kraft im Arm. Heidi, wie drehte es sich so gut auf dem gewichsten Boden, und wie schön war es draußen im Gar-



Das alte „Bierhübeli".

ten, beim Verkühlen, wenn die Nacht hell war und der halbe Mond über die Bäume stieg. — Freilich, freilich, manchmal ging es schon ein bischen wild her, und an manchem Tanzsonntag, oder bei dem großen bernischen Mädchen- und Buben-Jahreskehraus, dem „Meitschimärit", lag eine Art Hexerei über dem Wirtshaus zum Bierhübeli, bei der der Teufel seine Hand im Spiel hatte. Nicht immer ging es ohne blutige Köpfe ab und auch nicht immer ohne lästiges Nachspiel. Manches harmlose Abenteuer endete damit, daß dem einen der steife Hutrand um den Hals hing und dem andern von Kragen und Krawatte nur ein schäbiger Rest treu geblieben war. Indessen konnte das Bierhübeli dafür nicht verantwortlich gemacht werden. Nur die schönen Frühlings- und Sommernächte waren Schuld daran, nur die, und höchstens noch der Wein und das Mädchen am Arm. Denn der Wirt und die Wirtin, potz tausend, die waren von alters her für Maß und Ordnung gewesen. Aber was wollten sie machen? Damals war man in Bern noch nicht so reich an Gesellschaftssälen wie heute. Höchstens drei oder vier waren vorhanden, und unter denen genoß das Bierhübeli wegen seiner bewährten Küche, dem guten Lagerkeller, und — wegen dem schönen Heimweg, einen Vorzugsruf.

Ueberhaupt das „Bierhübeli". — Das alte Haus hat nicht immer so geheißen. Einmal hieß es der „Sommerleist", später der „Krähenbühlleist" und war bis zum Anfang der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts so eine Art Klubhaus und Zusammenkunftsort der vornehmsten Berner Familien. Seine Räume waren zwar von alters her an Kontraste unter den Besuchern gewöhnt. Alt und jung, reich und arm, vornehm und niedrig war zu ihnen gezogen, hatte in ihnen ein paar Stunden der Geselligkeit gepflegt und war dann vergnügt von dannen gegangen. Manch eine Samstagnacht hörte das glatte Parkett seidene Röcke rauschen, sah zarte Strümpfe und elegante Lackschuhe und mußte es sich anderntags gefallen lassen, im Schottisch oder Mazurka von schweren Nagelschuhen getreten zu werden. Aber nicht nur den Vergnügen und Belustigungen dienten seine Räume und der Garten, auch die Zahl der politischen, religiösen und gemeinnützigen Versammlungen, der Kongresse, Jahresbotte und Neugründungen ist groß, die in ihnen getagt. So wurde u. a. in der Mitte der sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts der Länggaß-Brückfeldleist in seinen Räumen gegründet.

Im Vergleich zu den raschen Veränderungen in unserer Zeit hat das Bierhübeli gar nicht oft seinen Besitzer gewechselt.

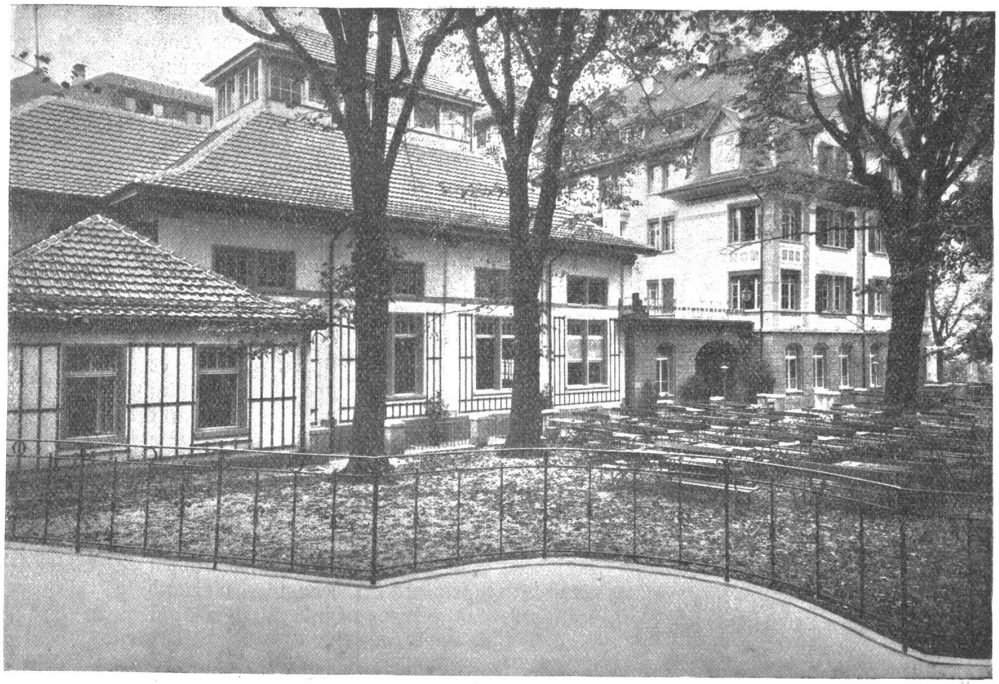
Franz Ludwig Lombach, der Burger des alten Berns und damaliger Landschreiber des Rheintales, veräußerte die Besitzung durch Kaufbriefe vom 24. Juni und 1. Juli 1794 und 2. Mai 1795 der Gesellschaft Sommerleist, späterem Krähenbühlleist, um 12 500 Pfund alte Bernerwährung und 12 Dublonen Trinkgeld. Schon vor dem Kauf war der Sommerleist Mieter der Besitzung gewesen und hat sie auch nachher fast 70 Jahre lang innegehabt. Auf der Versteigerung vom 9. Mai 1863 erzielte das Bierhübeli die Summe von Fr. 30 000. — und kam vom Krähenbühlleist an den Wirt zum Laufeneggbad, Rud. Berger. Aber der Genannte verkaufte noch im gleichen Jahre das Haus samt Garten mit einem Gewinn von 7000 Fr. zu gleichen Teilen an Benedicht Hauert, Bäckermeister in La Chaux-de-Fonds und Heinrich Müller daselbst. Fünf Jahre später, 1868, sehen wir das Bierhübeli im Besitze des Hrn. Niklaus Stuber, Speisewirt, und 1876 verkaufte es sein Sohn, der Tierarzt Friedrich Stuber, um Fr. 80 000. — an Jean Obrist, Handelsmann in Bern. Nachdem nacheinander die Wwe. Bigler-Frey, ihr Schwiegersohn Friedrich Zulauf und ein Hr. Rudolf Rüfli

Das neue „Bierhübeli" gegen die Engestrasse.

Eigentümer des Bierhübeli waren, ging die Besitzung in einem Konkursverfahren wieder an den Tierarzt Stuber zurück, welcher sie am 1. Oktober 1887 um die Summe von Fr. 55 000 an den Vater des jetzigen Besitzers, Hrn. Bierbrauer Gustav Hemmann in der Felsenau abtrat. —

Das war ein knappes Erinnerungsblatt an das alte „Bierhübeli", das nun der Vergangenheit angehört.

An seine Stelle hat Herr Architekt Ed. von Mühlenen ein hohes, weites Haus gebaut, das in nichts mehr an das alte gemahnt, und wer jetzt nach langer Zeit zum ersten Mal ihm gegenübersteht, hat Mühe, sich den früheren Stand der Dinge auf diesem Flecken Bern vorzustellen. Das neue Bierhübeli besteht eigentlich aus drei Teilen: dem Wirtschafts- und Wohngebäude, dem Zwischenbau und dem Saalbau. Zwei verschieden große Gastzimmer mit einer Anzahl Nebenräume füllen das Erdgeschoß, während drei Stockwerke sechs drei- und vierzimmerige Wohnungen enthalten. Der Zwischenbau birgt den kleinen Saal, als Vereins- oder Gesellschaftszimmer geeignet, welcher ca. 70 Personen aufnehmen kann, während der eigentliche Saalbau mit dem großen Konzertsaal 450 Personen Raum bietet. In dem letzteren befindet sich eine gut eingerichtete Theaterbühne mit zwei Umkleideräumen und den nötigen sanitären Anlagen. Unter der Erdoberfläche endlich liegen die Restaurationsküche, Bier- und Weinkeller, ferner direkt unter dem Saalbau zwei große Kegelbahnen. Alle diese Räume sind mit den Bequemlichkeiten der Neuzeit ausgerüstet und machen einen angenehmen, freundlichen Eindruck. Vom alten Bierhübeli ist nur der Garten mit den alten Bäumen und dem neu renovierten Musikpavillon geblieben. Im Garten wie im neuen Haus werden sich besonders nächstes Jahr die ausstellungsmüden Gäste gerne von ihren Strapazen erholen. E. Schr.



Das neue „Bierhübeli" gegen den Garten, vom Musikpavillon aus gesehen.

Aus „Fritz, der Suppentöter".*)

Er war ein Wildling und Landstreicher, wegen seines großen Appetites der Suppentöter genannt. Kein schlechter Mensch; denn wenn er auf seinen Wanderfahrten diese und jene Kleinigkeit mit sich laufen ließ, tat er es aus gutem Gewissen heraus; das Arbeiten steckte ihm eben nicht im Blute, was konnte er dafür, daß er davon nicht reich wurde. — Eines Tages kam das Verhängnis in der Gestalt einer Bettlerverordnung in sein Leben. „Fritz, nümm Dich in acht, sonst faßt Dich der Landjäger. Betteln und Landstreichen ist verboten." So warnten ihn die gutmütigen Bauern. Er wurde auch erwischt und abgeschoben und von der Heimatgemeinde an einem Kostort versorgt. Dort hielt er es nicht lange aus. Es zog ihn an allen Haaren hinaus in die Freiheit. Lange trieb er sein Versteckspiel mit der Polizei hinter Brücklein, Scheuerlein, Asthaufen und Heuschober, bis er ihr doch in die Hände fiel. Und dann kam er in ein Armenhaus.

Der Fall schien erledigt. Für die Behörde war er es auch, nicht aber für den alten Landfahrer.

Jawohl, es gab Brot, Suppe und überhaupt Essen genug; es gab ein ordentliches Bett und warme Kleider; man hatte allezeit ein schützendes Dach und Gesellschaft übergenug. Es gab Brot, und das Brot schmeckte anfangs nicht übel. Aber es gab Tag für Tag genau das gleiche Brot, und schon nach wenigen Tagen fing es dem neuen Insassen an zu verleiden. Lag es daran, daß die Abwechslung fehlte? Vielleicht, vielleicht auch nicht. Bisher hatte er allerdings bald weißes, bald Schwarzbrot, bald frisches und bald altgebackenes bekommen und allemal hatte es ihm geschmeckt. Jetzt freute es ihn niemals, zu Tische zu gehen; denn mit der Suppe war es das gleiche Elend: Nahrhafte Suppe, aber ohne das Kräutlein Iß mitlust. Dem Suppentöter wachte plötzlich auf, niemand könne so herrliche Suppe kochen wie die Bauernfrauen! Jede würzt mit ihrem Lieblingskraut, die eine mit Majoran, die andere mit Petersilie, die dritte wirft Kümmelkörner hinein, kurz jede kennt einen besonderen Vorteil. Die Füße konnte man nicht still halten, wenn man solche Suppe aß. Und wie lustig war es, heute aus einem blumigen Teller zu essen und morgen aus einem weißen, das eine Mal mit einem runden Löffel, das andere Mal mit einem spitzen, morgens im Hausgang, stehend, mittags auf der grünen Hausbank, behaglich sitzend wie ein Rentner und am Abend auf einem Stiegentritt, kauernd. Aber wenn man essen muß: immer aus dem gleichen Topf, von der nämlichen Hand bereitet, am gleichen Platz zwischen andere eingeklemmt, mit gestrecktem Rücken und nicht einmal die Ellbogen aufstützen darf — nein, da bringt man kaum etwas hinunter, bis zu unterst im Halsrohr würgt der Löffelvoll.

Ein weiches Bett! Ja freilich, das ist hoch zu schätzen! Wohlig dehnt man die Glieder darin und schläft. — Indes abzumarkten gibt es auch hier. Tagüber darf man sich auch nicht ein einzigmal hinstrecken, es wäre schade für die saubern

*) Eine der fünf Erzählungen aus dem Buche „Geschichten aus dem Emmenthal" von Simon Gfeller. Verlag A. Francke, Bern. Siehe Buchbesprechung.